



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen von **Jakob Wassermann.** Berlin 1911. S. Fischer, Verlag.

Jakob Wassermann, dessen bisheriger Weg von großer und detaillierter Gestaltung lebendiger Umwelt zu ebensolcher Nachschaffung historischer Charaktere, Reiche und Zeiten führte, hat sich — nach nochmaligem Versuch der Unterwerfung gegenwärtigen Lebens („Die Masken Erwin Meiners“) — mit dem vorliegenden Buche außerhalb der von ihm am leidenschaftlichsten umwordenen Form des Romans gestellt und gleich in so entschiedener, so mit frischen, reichen Kräften gesammelter Art, daß man es als Beginn einer völlig neuen Schaffensperiode in seinem Werk wohl ansehen darf. „Der goldene Spiegel“ ist eine Novellenansammlung, von einem einheitlichen Rahmen eingeschlossen, der selbst einen kleinen Roman darstellt, in den eigentlichen Inhalt des Buches eingreift, es beendet, ihm Resonanz gibt, so daß ein viel mannigfaltigerer Eindruck zurückbleibt, als ihn auch der handlungsreichste und verwickelteste Roman auszuüben imstande wäre. Es sind von diesem Rahmen umspannt vielleicht an hundert Geschichten, große Novellen, kleinere Erzählungen, Schicksale, Begebenheiten, Anekdoten, die oft kaum mehr als fünf Zeilen umfassen. So ist lebendiges Leben aller Arten geschildert; der goldene Spiegel hält die Welt; „seine Scheibe“, so sagt einer der Erzähler am Schluß des Buches, „gibt kein Gegenbild des Auges, das hinein schaut. Sie ist matt. Und doch ist eine Welt in ihr.

Frauen und Männer, Tiere, Schiffe und Häuser, Seefahrer und Landflüchtige, Ritter und Knechte, Bürger und Bauern, Eroberer und Künstler, Liebende und Verbrecher, Sonderlinge und Besessene, Verzweifelte und Narren, Prahler und Dulder, der Zufall, der Traum und das Wunder, all das ist in ihr“. Die Bilder folgen einander mit einer oft geradezu kinematographischen Schnelligkeit, zwar nicht die großen; — deren Eindruck erlebt man mit den erdichteten Zuhörern mit, und es fallen in den Diskussionen über die menschliche Bedeutung des Vernommenen Worte von seelischer und geistiger Tiefe, die dem Buche zum Reichtum den Gehalt geben. Dies schon fiel an „Erwin Meiner“ auf. Immer deutlicher strebt die dichtende Kraft Wassermanns, der sich auch eine starke denkende Beigefellt, zu einer reinen Ordnung des Lebens. Dem Erzähler genügt die Begebenheit an sich nicht mehr: er entleiht dem Leser ein Stück der Wirkung und nimmt so auf die unauffälligste Weise — nicht etwa eine belehrende — aber doch eine bildende Tendenz auf, die packt, stußig macht, und die man auf das eigene Leben beziehen kann, so daß zu der reinen Unterhaltung des Lesens auch ein ethisches Moment tritt, das jener erst den ganzen Wert zuspricht. Dazu möge man die Vorzüge des Stils beachten, diese zwar kalte, aber überaus wohlklingende, sicher gesezte, präzise, überall treffende Sprache, die nichts so verleugnet wie die Phrase und sich lieber des vielgebrauchten als des unfruchtbar schmückenden Ausdrucks bedient. Manchmal zwar würde man eine heftigere Leidenschaftlichkeit in dieser souverän einher-

strömenden Prosa schon herbeiwünschen, — doch ist eben alles so dem Prinzip reiner Erzählungskunst unterstellt, daß man, die Absicht und genaue Komposition der Arbeit erkennend, sich gerne mit dem — und so edel — Gebotenen bescheidet.

Es stehen in diesem Buche vier Novellen, die höchsten Kranzes würdig sind; das sind: Die „Pest im Binschgau“, deren Schluß mit einer, seit dem „Alexander“ nicht wieder-gekehrten, ungeheuren Visionskraft entflammt ward; „Geronimo de Aguilar“, von einer südlichen Farbigkeit und Phantastik, die hinreißt; die kleine Erzählung von „Herrn de Landa“ und seinen zwei Frauen, die lieblichste, reizvollste von allen; endlich das bedeutendste Stück: die „Gefangenen auf der Pfaffenburg“. Anderen stören literaturhistorische Reminiscenzen die volle Wirkung, die sie, ihrer Formung gemäß, verdient hätten; so der prachtvollen „Aurora“ und dem „Peter Hannibal Meier“, dessen tragikomisches Geschick Gottfried Keller besser und humorvoller erzählt hat. Die Geschichte des Grafen Erdmann Promnitz ist ein zusammengedrängter Roman, der zu größerer Klarheit weiterer Ausführung bedurft hätte; der Schluß freilich gehört zum Schönsten, was Wassermann geschaffen hat. Es ist unmöglich, weiter im Einzelnen zu bleiben, denn was von dem Ausgeführten gilt, trifft auch für das bloß Skizzierte, Ange deutete, in den Hauptlinien Festgehaltene zu: die unzähligen Anekdoten, die sich überstürzen und an denen nur eben diese Raschheit ihrer Folge getadelt werden kann. Denn es macht den „Nahmen“ unwirklich, wie sie so unübersehbar, aneinander gereiht, fast zusammenhanglos über die Lippen des Erzählers kommen. Einmal ist von englischen Sonderlingen die Rede; da zählt der Sprechende eine solche Flut von Beispielen hintereinander auf, daß es dem Leser endlich so bitter nachwirkt, wie wenn in Gesellschaften Witz erzählt werden und man sich ihrer nicht mehr erwehren kann. Aber das kann der Bewunderung für solche Fülle des Stoffes nicht Abbruch tun; seien es nun erfundene, erlebte, gemerkte, ja selbst aus Chroniken oder Zeitungen übernommene Geschichten — sie setzen ein Bild der Welt zusammen und besitzen so in ihrer Gesamtheit größere Bedeutung als der zwar dichtere,

aber beschränktere Weltausschnitt des Romans. Es ist nicht unmöglich, daß spätere Bücher Wassermanns hier ansetzen und weiter bauen, so daß wir ihm noch als Dichter der Anekdoten begegnen können.

Der goldene Spiegel, der laut der Bestimmung seiner Spenderin Franziska, einer schönen, edlen, wenngleich etwas schematisch gezeichneten Gestalt, dem zufallen sollte, der das Beste erzählt, wird nicht Eigentum des Ingenieurs Hadwiger, des Erzählers der „Aurora“. Ein Affe, den der Wirt im Hause hat und dessen Streiche und Zusammenstöße mit dem köstlichen Diener Emil das Amüsanteste des Buches bilden, hat ihn gestohlen, ist damit in den Wald gestücht und, von einem Felsen springend, erschlug er sich. Der goldene Spiegel aber fiel dabei in den See und blieb verloren. Für diesen tiefen und dichterisch entzückenden Schluß verlohnte es sich schon, einen Taucher in den See zu schicken, daß er das Kleinod heraufhole und wir es dann dem Dichter, Jakob Wassermann, überreichen. Dr. Felix Braun-Wien

Der Junker von Ballantrae. Roman von R. L. Stevenson. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Auf einem der romantischen Schlösser, wie sie englische Lithographen und Aquarellisten abzubilden nicht müde werden, ist der Schauplatz dieses prächtigen Abenteuerromans. Dort begibt es sich, im achtzehnten Jahrhundert, daß die beiden Söhne des Lords von Durrisdeer zu tödlicher Feindschaft erwachsen. Der eine ist von konservativer, durch und durch uneigennütziger und rechtlicher Geminnung erfüllt; eine gewisse Wirtschaftlichkeit und Nüchternheit würden ihm etwas Gewöhnliches geben, verliese ihm nicht das Leiden um seine Frau, um seinen Vater, das Leiden, sich vor den betörenden Eigenschaften des Bruders überall zurückgesetzt, ja mißachtet zu sehen, einen schweigsamen Adel. Sein Sekretär, der in seinen Diensten altert, weiß es. Ihn, die einzige Stütze des jungen Lords unter allen Bewohnern von Durrisdeer, läßt der Dichter die ganze Geschichte des unheilbaren Bruderzwists aufzeichnen, und Mr. Macellar erzählt sie uns in trockenem, fast pedantischem Ton, doch mit dem äußersten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, und nicht ohne Treuherzigkeit.

Er nimmt seinen verkannten braven Herrn in Schutz, und schildert ihn, den anderen, den Zauberer, den Verführer, den Teufel, der die Familie an den Rand des Abgrunds bringt, mit Haß und Furcht. Es ist ein köstlicher Genuß, diese Darstellung zu lesen, wie auch die Worte des getreuen unverführten Chronisten immer wieder der königlich-dämonischen Natur des Junkers gedenken müssen, bezwungen von seinem strahlenden Wesen, wie sie nur widerwillig seine betörenden Eigenschaften durchbrechen lassen: all das Bezwingende eines Lebensgenießers, eines Abenteurers, eines Mastlosen, eines Jägers, der ein wunderbares, wild wechselvolles Geschick aus seiner Brust holt, der, zum Entsetzen seines Bruders, nachdem er verschollen wiederkehrt, getötet und begraben wieder aufersteht, der als Soldat, Spion, Seeräuber, Lord und Schneider mit gleichem Stolz Herr seines Schicksals bleibt, umzingelt und verraten mit funkelndem Aufblitzen seines Wesens alle Gefahr verscheucht und mit dieser dämonischen Kraft zu leben und zu hassen, mit dem großen Zug seiner raubtierhaften Art das Leben seines schwunglosen bescheidenen Bruders entwertet, einschränkt, leerlaugt, bis der Arme ein geisteschwacher alter Mann geworden ist. Die Gestalt dieses Abenteurers ist recht ein Hymnus auf das Ungeheure und Dämonische, das in einzelnen berühmten Abenteurerfiguren des achtzehnten Jahrhunderts so bezaubernd und verlockend gewirkt hat; ist aber auch mehr, ist fabelhaft und immer lebendig, ein großer Typus für ein großes Streben der Menschenseele. Diesen Typus in der Gestalt des Junkers von Ballantrae mit Kraft und Zurückhaltung, wieder gezeichnet, den wundervollen Schimmer solcher Naturen edelsteinhaft aus grauem Gewebe des Alltags vorgezeigt zu haben, ist eine dichterische Leistung von unzweifelhaft hohem Rang. Wir müssen uns freuen, auf dieses schöne Werk in einer ganz vorzüglichen Überetzung hingewiesen zu sein.

Dr. Max Mell = Wien

Politik

Die Auffassung des Staatsmannes als Künstler, die dem neuen Buche von **Oskar U. S. Schmitz** („Die Kunst der Politik“, Berlin, Meyer u. Jessen, 1911) seinen Titel gegeben hat, scheint der modernen Anschauung zu widersprechen, die durch politischen Unterricht den breiten Massen Urteil in politischen Dingen beizubringen sucht. Und doch beruht sie auf dem richtigen Gedanken, daß die großen Staatsmänner geboren werden; gerade die Betrachtung des Lebensganges großer Persönlichkeiten der Politik kann aber lehrreich für den denkenden Staatsbürger sein. Schmitz hat sich als Demonstrationsobjekt Lord Beaconsfield (Disraeli) gewählt und sucht ihm dadurch gerecht zu werden, daß er auch seinen minder sympathischen Zügen Verständnis erweckt. Die Darstellung des Buches ist die für Deutschland einigermaßen ungewöhnliche des Essays, wodurch dem Verfasser Gelegenheit zu geistreichen Gedantengängen, zu blendenden Antithesen und zu Seitenblicken auf deutsche Verhältnisse gegeben ist. Der Gefahr, in ein Plaidoyer für seine Anschauungen zu verfallen, ist er hierbei nicht immer entgangen. Auch hat sich der Stoff bei weitem nicht in allen Teilen des Wertes der Essayform glatt gefügt. Aber dafür entschädigen uns glänzend geschriebene Partien, denn das muß man dem Verfasser lassen, daß er seinen Stoff mit Geist erfaßt hat. Zu den besten Abschnitten gehören die Analysen des Disraelischen Wesens, die Charakteristik Gladstones, geradezu überraschend sind die Parallelen Disraeli-Bismarck und Disraeli-Lassalle. In einem besonderen Kapitel sucht Schmitz praktische Folgerungen für das moderne Deutschland aus seiner Betrachtung zu ziehen; er bespricht die Judenfrage, den Parlamentarismus und — den „konservativen Fortschritt“, d. h. eine Erneuerung des konservativen Gedankens im politischen Sinne, wofür er Disraelis Erneuerung des Torytums als Vorbild empfiehlt.

Dr. W. M. Becker = Darmstadt

